

Musica ex auditu

Laudatio auf Dieter Schnebel

von Dietrich Korsch

Anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde des Fachbereichs Evangelische Theologie der Philipps-Universität-Marburg an den Komponisten und Theologen Dieter Schnebel hielt Dietrich Korsch am 17. Oktober 2011 eine Laudatio, die „Musik & Kirche“ hier abdruckt.

Dietrich Korsch (* 1949): Dr. theol., Professor für Systematische Theologie an der Philipps-Universität-Marburg. Arbeitsschwerpunkte: Luther, Schleiermacher, Theologiegeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Ästhetik.

Dieter Schnebel, den Komponisten, Musikwissenschaftler und Theologen zu ehren, verlangt danach, das Cluster mit seinen Harmonien und Dissonanzen zu Gehör zu bringen, zu der Musik und Theologie in seinem Leben und Werk zusammenschließen, um dem Leben einen neuen Klang zu geben. Nicht zu allen Zeiten ist es Menschen möglich, solche Verknüpfungen bewusst zu stiften. Und zu den besonderen Zeiten, in denen das möglich ist, bedarf es eines besonderen Charismas, sie wahrzunehmen und ihnen Ausdruck zu verschaffen. Dieter Schnebel ist der Zeitgenosse einer solchen Ära – und es war und ist ihm gegeben, solche Zeitgenossenschaft künstlerisch zu gestalten.

Als Dieter Schnebel, im Jahr 1930 geboren, 1949 das Studium an der Freiburger Musikhochschule aufnahm, drängte sich ihm eine neue musikalische Konstellation auf: Jetzt endlich (wieder) an die Tradition der Avantgarde anknüpfen zu können, die mit dem Nationalsozialismus abgebrochen und verschüttet worden war. Insbesondere die Impulse der Zweiten Wiener Schule um Arnold Schönberg und seine Schüler begannen noch einmal zu wirken – als Vorgabe und als Herausforderung, sie fortzusetzen und weiterzuführen. Nicht zuletzt die Musikästhetik Theodor W. Adornos bahnte den Ansätzen dieser Version der Moderne ihren Weg, zumal sie selbst nicht nur intensiv mit dem kompositorischen Schaffen der fortgeschrittensten Zeitgenossen verbunden war, sondern auch ein deutliches Sensorium für die gesellschaftlichen und politischen Konnotationen der Musik entwickelt hatte. Im geistigen Kontext der frühen Bundesrepublik kondensierte sich in diesen Ansätzen der aktuellen Musik vielleicht am deutlichsten der Neuaufbruch, der nach dem Nationalsozialismus nötig war.

Als Dieter Schnebel im Jahr 1952 zudem das Studium der Theologie aufnahm, trat er in die Nachkriegskonstellation der evangelischen Theologie ein, die sich nun gerade ausformte. Auf der einen Seite die kirchenpolitisch akkreditierte Theologie Karl Barths, auf der anderen die Theologie Rudolf Bultmanns, die das Erbe der Aufklärung mit dem Kerygma zu verbinden wusste – und dazwischen die irritierende Position Dietrich Bonhoeffers mit ihrer Religionskritik und der Suche nach neuer, zugleich frommer und politisch bewusster Kirchlichkeit. Die Verbindung von Musik und Theologie ließ sich für Schnebel nur so herstellen, dass die kulturelle Avantgarde das Grundmuster abgab, auf dem dann sowohl die politische Theologie Barths als auch die Kulturoffenheit Bultmanns angeeignet werden konnten, immer mit dem *ceterum censeo* von Bonhoeffers Religionskritik im Hintergrund.

Pfarrer sein und zeitgenössischer Komponist – beides zu verbinden, das ist eine ganz eigene Herausforderung. Sie lässt sich nur herstellen, wenn einer ständig Grenzen überschreitet. Zuerst war es die Grenze vom Pfarramt in die Musik. Bis 1976 nahm

Schnebel Aufgaben als Pfarrer wahr – in der Gemeinde und in verschiedenen Schulen in Kaiserlautern, Frankfurt am Main und München. Es ist wohl nicht immer einfach gewesen, mit dieser Grenze umzugehen; in der Schule gelang es gewiss manchmal leichter als in der Gemeinde, die für die zeitgenössische Musik nur schwerer zu gewinnen war. Mit dem Jahr 1976 änderte sich die Ausgangsbasis für die Grenzüberschreitung, als Schnebel eine neue Professur für experimentelle Musik und Musikwissenschaft an der Hochschule der Künste in Berlin übernahm, die er bis 1995 innehatte. Er blieb der Kirche verbunden, aber es ist nicht unerheblich, von welcher Seite aus man sich über die Grenze macht. Meine Überzeugung ist es, dass Schnebel im Hin und Her zwischen beiden Seiten, Theologie und Musik, eine ganz eigentümliche Rhythmik gefunden hat, die sich im Blick auf sein Werk formulieren lässt. Dem Theologen des Wortes Gottes, als den er sich bisweilen selbst bezeichnet hat, wird es vielleicht nicht nur Widerspruch entlocken, wenn ich dafür eine Formel wähle, die dem biblisch-reformatorischen Sprachgebrauch entnommen ist, die ich charakteristisch abwandle und durch einige Variationen durchführe. Schnebels Musik ist, in Analogie zur reformatorischen Rede von der „fides ex auditu“ – dem Glauben, der aus dem Hören kommt – „musica ex auditu“, Musik die aus dem Hören kommt und im Hören sich vollendet.

Die drei Variationen der Formel tragen so etwas wie Satzbezeichnungen. Die erste lautet, nur scheinbar tautologisch

Musica ex auditu ist Musik

Es kennzeichnet ja das Selbstbewusstsein der Avantgarde nach dem Zweiten Weltkrieg, dass sie mit der Autonomie der Musik, wie sie sich im 19. Jahrhundert vorbereitet und im Übergang ins 20. Jahrhundert vollends durchgesetzt hatte, nun auch darin Ernst machen wollte, dass sie den Begriff des Musikalischen ausdehnte und neu bestimmte. Formale Systeme wie Tonarten und Tongenera wurden ebenso wie Kompositionskonventionen erweitert und durchbrochen. Das musikalische Material, durch Dauer, Geschwindigkeit und Lautstärke bereits konfiguriert, wurde zudem mit Klangfarben und Klangkonstellationen im Raum erweitert. Schnebel selbst hat, als „compositeur érudit“, als wissenschaftlich gebildeter Komponist, diese Erweiterungen nicht einfach unmittelbar behauptet und vollzogen, sondern vermochte ihr Potenzial schon in wegweisenden Stücken der klassischen Moderne zu erkennen, bereits beim späten Schubert, bei Mahler sowieso und ganz besonders in der Fortführung schönbergischer Ansätze bei Anton Webern. Sein eigener Weg ist wechselhaft gewesen und hat an sich selbst eine Erweiterung erlebt und erfahren. Mit Instrumentalstücken beginnend, kam später die menschliche Stimme hinzu. Nicht nur als gebundene Singstimme, sondern, vielleicht noch elementarer, als Atem und Sprache. Sein Werk *Glossolalie* steht auf der Schwelle von Stimmlauten und Gesang, seine *Maulwerke für Artikulationsorgane und Reproduktionsgeräte* nehmen ihren Ausgangspunkt bereits jenseits des Ge-

Pfarrer und Komponist: keine einfache Kombination

Eigene Rhythmik im Hin und Her zwischen Theologie und Musik

Glaube, der aus dem Hören kommt

Compositeur érudit

Atem und Sprache: die menschliche Stimme

Der Raum wird miteinbezogen

Notationssysteme als kommunikative Anweisungen

sangs. Der Raum wird besetzt und gegliedert – durch viele Anweisungen zur Aufstellung, Bewegung und Interaktion von Instrumenten und Instrumentalisten: Prozess-Stücke wie *Choralvorspiele*, bei denen die Musizierenden aus der Kirche hinausziehen. Klang – das sind auch Geräusche, die integriert werden: Schlagzeuge verschiedenster kultureller Herkunft ebenso wie Motorradgeräusche (in *Harley-Davidson für 9 Motorräder und Trompete*). Musik – die schließt Bewegung ein, von der Geste über die Raumin szenierung. Das alles erfordert natürlich ganz eigene „Notationssysteme“, wenn man so reden darf; eigentlich handelt es sich um kommunikative Anweisungen, die erst im Erarbeiten des Stückes zu dem werden, als was sie gemeint sind. Das Aneignen erzeugt die Musik – bei den Ausführenden und den Hörenden. Darum gibt es bei Schnebel auch – er ist hier Multitalent – *Musik zum Lesen*, gar nicht mehr selbst erklingend, sondern aus graphischen Gebilden sich ins imaginäre Hören hinein bildend: zweifellos ein Extremfall, der aber, wie so oft, das Prinzip erkennen lässt – Musik erzeugt sich im Resultat.

Das Nadelöhr des Hörens

„Musica ex auditu“ ist Musik – und das ist, wie wir jetzt verstehen, ein umgreifendes Alles. Warum wird es dann doch nicht totalitär? Ich glaube deshalb, weil das Nadelöhr des Hörens, des Heraus-Hörens und Hinein-Hörens, das Kontinuum abgibt. Schwer würde es mir fallen, den großen Reichtum von Stilelementen und Klängen, die fast synkretistische Mischung von Traditionen und Akzentuierungen von der Materialeite her im Zusammenhang zu erkennen. Wohl aber vom Resultat her, dem Hören, das neue Welten erschließt, in der Verbindung des Unerwarteten, in einer klanggeleiteten Neueinstellung auf die Welt, in der Realisierung der Autonomie nicht nur des Komponisten und Künstlers, sondern auch des Hörers und der Hörerin. Darum also: „musica ex auditu“ – im Hören geschieht die Musik.

Hören, das neue Welten erschließt

Meine zweite kleine Variation ist überschrieben:

Musica ex auditu ist Politik

Der antiautoritäre Gestus der 68er Bewegung

Der Autonomiegedanke hat es schon zum Klingen gebracht: Ist die Musik mit den Vorschriften der Komponisten in den Noten, bis hin zu eventuellen Metronomvorgaben, extrem gebunden; stellt das klassische Orchester einen autoritären Gestus der Unterwerfung unter den Dirigenten dar (Schnebel hat das einmal trefflich persifliert, indem er einen Dirigenten ohne Orchester auftreten ließ); ist der Konzertsaal das Disziplinexerzium erster Güte – so kommt dagegen hier die Autonomie des Hörens ins Spiel. Nicht nur als eine „gegen das Werk“, sondern als vom „Werk“ selbst geforderte, das sich dadurch fast selbst auflöst. Es lag nicht fern, dass Schnebel, durch seine Bekanntschaft mit Adorno in der Schule der Kritischen Theorie, aber auch bei Ernst Bloch und Herbert Marcuse zu Hause, die 68er Bewegung mit ihrem antiautoritären Gestus begrüßte; nicht aus Anpassung an den Zeitgeist, sondern sozusagen aus ästhetischer Überzeugung, kam doch hier insbesondere das Moment der Authentizität in der Autonomie zur Geltung. Die progressive Musik verband sich mit

progressiver Ästhetik und Musikphilosophie. Ist der Blick für solche Zusammenhänge erst einmal geschärft, dann erweisen sich auch andere Epochen als aufschlussreich für die Diagnose der Interaktion von Kultur und Politik, von Musik und Gesellschaft, für das Erkennen und Realisieren von Freiheitsimpulsen. Das hat Schnebel, der „*érudite compositeur*“, der komponierende Gelehrte, in vielen Analysen und seinen *Re-Visio-nen* genannten Stücken zu Bach und Beethoven, Schubert und Mahler, Verdi und Wagner zum Vorschein bringen können.

Freilich traten die Aporien auch alsbald nach 1968 ans Licht, eben die Unvereinbarkeit von Autonomie und Authentizität unter den fortdauernden gesellschaftlichen Verhältnissen. Es wuchs damit die Anfälligkeit für neue, nun politisch-revolutionär kaschierte Regression. Schnebel ist dem nicht anheimgefallen, weil er – auch als politisch mitdenkender Zeitgenosse – Künstler, Musiker blieb. Der weiß, dass es eben nur die Kunst sein kann, die den Vorschein des Vollkommenen unter die Decke des Unvollendeten wirft. Von der Musik angesprochen und aufgeregt zu werden – das ist ein politischer Vorgang *sui generis*, aber auch *sans pareil*, ohnegleichen. Autonomie und Authentizität, die sich in der individuellen Rezeption einstellen, die die gesellschaftlichen Bedingtheiten durchbricht. Darum auch hier, unter dem Aspekt des Politischen: „*musica ex auditu*“.

Dritte Variation unter dem Titel:

Nach Überreichung der Ehrenpromotions-Urkunde. Dieter Schnebel (r.) mit Wolf-Dietrich Schäufele, dem Dekan des Fachbereichs Ev. Theologie der Uni Marburg (Foto: Thorsten Richter / Oberhessische Presse)

Von der Musik angesprochen werden: ein politischer Vorgang

Musica ex auditu ist Religion

Dass Musik und Religion seit Urzeiten, vermutlich seit den Anfängen des Menschengeschlechts, zusammengehören, ist bekannt. Unsere Kirchenmusik ist ein später, wohl auch manchmal verengter Seitenarm eines viel breiteren Stromes. Darum tut man gut daran, das Verhältnis von Religion und Musik weiter zu fassen als es die angebliche Dienstbarkeit der Musik für das Wort nahezu legen scheint. Friedrich Schleiermacher hat in seinen Reden über die Religion das Anschauen des Universums als intuitiven Akt verstanden, in dem Religion zustande kommt. Anschauen – warum nicht auch an-hören? Dann gäbe es eben ein Universum der Klänge, der Hörbarkeit, und die Musik erfasse das Ganze im einzelnen Werk, verdichtete das All ins Eine, um dann diejenige, die hören, über das zeitlich Gehörte ins Universum zurückzuführen. Mir scheint, das ist ein Gedanke, der sich an Schnebels Werk trefflich durchführen lässt.

Das Verhältnis von Religion und Musik weiter fassen

Das Ganze im einzelnen Werk

Da braucht es den Komponisten, der hörbereit ist. Nicht nur für die Töne auf den Tonleitern, nicht nur für die Muster des Tonsatzes – obwohl auch darin schon unendliche Vielfalt verborgen ist. Aber darüber hinaus: Die Klänge der Welt, das Schlagen der Hände und das Stampfen der Füße, das Knallen und Schepfern der Geräte, das Summen und Surren der Stimmen. Das alles will gehört sein, imaginiert, um sich im Werk arrangiert und komponiert wiederzufinden. Das Werk ist der Versuch, in diese Vielfalt des Universums einzuführen.

Schnebels Musik braucht denkende Interpreten. Man kann sie nicht einfach mit der gehörigen Routine vom Blatt spielen, quasi mechanisch wiedergeben. Sie muss sorgfältig studiert und angeeignet werden, durch viel eigene Fantasie, wie es klingen möge, was da in der Partitur aufgezeichnet ist. Und dann kommt es in der Interpretation auf den Moment an, wie wirklich erklingt, was dasteht und was von den Interpreten gemeint ist.

Schnebels Musik braucht wache, autonome Hörer und Hörerinnen. Die nun im gehörten Werk, der miterlebten Aufführung (für die Konserve der CD eignen sie sich nur schlecht) nun spüren, dass der Sinn des Werkes, so sehr es autonom verfasst ist, nicht in sich selbst liegt, sondern über sich hinausweist – gerade indem eingeschliffene Hörgewohnheiten, die beim Hören einlullen und die Musik zum Hintergrundgeräusch verkommen lassen, aufgelöst und neu konfiguriert werden. Was dann übrig bleibt, nach dem Hören? Vielleicht eine veränderte Auffassung der Welt als Universum, vielgestaltiger und gerade in dieser Vielgestalt als überraschend kohärent erlebt.

„Musica ex auditu“ stellt so – auf allen Positionen: Komponist, Interpret, Hörer – eine Bewegung dar, die von außen nach innen und von innen nach außen geht. Das Universum im einzelnen Werk, seiner Aufführung, seinem Hören – darum die Einzelnen als hörend Erlebende ins Universum einbezogen. Wer diese Erfahrung gemacht hat und macht, wird sich selbst als verändert, als verwandelt, als von der Bewegung mitgenommen erleben. Es ist diese Bewegung, die die Grundbewegung der Religion ist: als Einzelner sich ins Universum vermittelt zu finden, als Mensch vor Gott zu stehen und mit Gott zu leben.

Diese Bewegung ist aufs Tiefste mit dem Menschsein verbunden, am intensivsten vielleicht im Atmen mit seinem Ein- und Ausströmen. Die leibensible Auslegung des Alten Testaments hat uns ja zuletzt verstärkt darauf hingewiesen, dass sich im hebräischen Wort *Nāphāsch* Kehle, Atem und Seele verbinden. So wäre also, wie in manchen Stücken Schnebels zu hören, das Atmen der Grundakt der Religion – der nun selbst eingebettet und gestaltet werden muss, weil er ja, als Zeichen des Lebens, auch gar nicht allein sein will.

Vielleicht, meine Damen und Herren, werden Sie Schnebels *Missa brevis für Stimme und Schlagzeug* nach diesen bescheide-

Grafik von Dieter Schnebel (2010)

**Als Einzelner sich ins
Universum vermittelt fühlen**

**Das Atmen als Grundakt der
Religion**

